

GEFREIT OHNE LIEBE

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erich EBENSTEIN

16. Fortsetzung.

«Frau von Ebert mit ihren Töchtern wird da sein. Da singt die eine Tochter. Wir wollen rasch die Kleider wechseln und zusammen in den Salon gehen, ja?»

Er nickte. Zehn Minuten später öffnete er leise die Salontür — denn man musizierte noch immer — und ließ Hertha den Vortritt. Dann blieben beide wie angewurzelt an der Tür stehen: Die Sängerin war Britta!! Sie stand in einem weichen weißen Mullkleid am Klavier, den schönen rotgoldenen Lockenkopf etwas im Nacken, die dunkel schimmernden Blauaugen wie entrückt in die Ferne gerichtet. Scharf hoben sich die weichen anmutigen Linien ihrer Gestalt von dem dunkelgrünen Sammt der Fenstervorhänge ab. . . .

Ihre Stimme war von einer weichen Fülle und Süße, die bestrickend wirkte. Sie sang den Lindenbaum von Schubert. Ihre ganze Seele lag in den Tönen. Ohne daß sie es wußte, entschleierte sich darin alles, was sie bewegte und sonst so ängstlich verbarg: Das tiefe Leid enttäuschter Hoffnungen, Schwermut — Sehnsucht — Resignation. . . .

Heider hatte keine Ahnung gehabt, daß Britta überhaupt sang. Daß sie so sang, versetzte ihn in sprachlose Verblüffung.

Aber nicht allein das. Ihre ganze Erscheinung in dem halbdunklen Winkel am Klavier, der düstre Hintergrund, das weiße fließende Gewand, der wunderschöne vom Strahl der Klavierlampe hell beleuchtete Kopf wirkte überwältigend.

Heider starrte darauf hin wie auf eine Vision. Ihm war, als erblickte er Britta heute zum erstenmal. . . .

Minutenlang sah er nur sie. Dann — erst als sie schwieg — und alle Anwesenden Beifall klatschten, kam es wie Erwachen über ihn. Frau von Erkel — Olga von Erkel — und — Baron Sternbach. . . .

Sternbach hatte Britta am Klavier begleitet. Er war der letzte, der sich erhob, um den Hausherrn zu begrüßen. Dabei merkte Heider ganz deutlich, daß sein Blick sich nur zögernd und widerwillig von der blonden Sängerin losriß. . . .

Frau von Erkel überschüttete Heider förmlich mit Worten. Es war ihre Art, viel, lebhaft und sprunghaft bald dies, bald jenes berührend, zu sprechen.

Heider hörte höflich zu, sagte, er freue sich, daß die Herrschaften zu längerem Aufenthalt nach Mahrenberg gekommen und daß auch Herr von Erkel ihnen bald folgen werde — aber sein Herz wußte nichts von dem, was der Mund sprach.

Ein dumpfer Zorn kochte in ihm. Warum hatte ihm Britta nie gesagt, daß sie sang? Warum strahlte ihr Gesicht plötzlich so? Was hatte dieser Mensch — der Baron Sternbach in seinem Hause zu suchen? Natürlich — er hatte ihn damals in Wien eingeladen, nach Karolinenruhe zu kommen, falls er Erkels einmal nach Mahrenberg begleitete. Aber er gehorchte damit nur als gebildeter Mensch notgedrungen der äußern Form. War Sternbach

so dickfellig, daß er dies nicht schon am Ton gemerkt hatte?

Weder er noch die Andern hatten bis jetzt auf Hertha von Kiesebrech geachtet, die noch immer an der Tür stand, totenblaß, die weit aufgerissenen Augen erschreckt auf Baron Sternbach gerichtet.

Träumte sie oder war das wirklich derselbe Mann, der ihr vor wenigen Jahren Dinge ins Gesicht geschleudert hatte . . . nein, nein, nicht daran denken! Jene Stunde war zu entsetzlich gewesen. Ein Zittern lief durch ihre Gestalt. Er war es! Jeder Zug dieses feingeschnittenen Gesichtes mit dem leuchtenden Augenpaar hatte sich ihr ja damals unauslöschlich eingeprägt!

Was tun? Sich wieder fortschleichen, ehe jemand sie bemerkt hatte?

Sie wollte es eben tun, als Frau Gerda ihrer ansichtig wurde und sie lebhaft zu sich winkte.

Kalter Schauer rann ihr über den Rücken, als sie dem Wink folgte. Dann sagte Frau Gerda: «Liebe Hertha, erlaube, daß ich Dir einen Neffen Herrn von Alderfingens, Baron Sternbach, vorstelle, der nach Mahrenberg kam, um in dessen landschaftlicher Umgebung Skizzen zu malen.»

Frau von Kiesebrech blickte auf. Sekundenlang begegnete ihr flimmernder Blick den eiskalt und fest auf sie gerichteten Augen Sternbachs. Gewohnheitsmäßig murmelte sie ein paar Worte und wollte dem ihr Vorgestellten, der mit keiner Miene verriet, daß er sie bereits kannte, ebenso gewohnheitsmäßig die Hand reichen. Da aber geschah etwas Unerwartetes: Sternbach tat, als sähe er diese weiße juwelenfunkelnde Hand überhaupt nicht, verbeugte sich kurz und steif und wandte sich dann einfach ab, ohne eine Silbe mit Frau von Kiesebrech gewechselt zu haben.

Frau Gerda war sprachlos. Hertha aber, die noch froh war, so davon gekommen zu sein, fand plötzlich ihre Zungenfertigkeit wieder und flüsterte ihrer Tante ein paar spöttische Bemerkungen zu über dieses «gelungene Exemplar von Naturburschen, der wohl wie die meisten Künstler einen Sparren im Kopf hatte und über die Farbenkleckerei die Erziehung vergessen habe!» . . .

Von den Andern hatte den Vorfall niemand bemerkt.

X.

Für Britta hatte mit der Ankunft Melanie Erkels eine neue Zeit begonnen, in der sie ordentlich auflebte. War Frau von Erkel auch eine ziemlich oberflächliche Welt dame, so besaß sie doch ein warmes Herz und brachte Britta, deren Lage sie schon in Wien ziemlich durchschaut hatte, wenn sie auch nie ein Wort darüber verlor, eine aufrichtige und herzliche Freundschaft entgegen.

Hier am Lande, wo sie nun auch Brittas häusliche Stellung erkannte, nahm sie sich ihrer doppelt warm an. Britta mußte überall dabei sein: Bei den Musikabenden im Hause

Alderfingens, bei allen Spaziergängen und Ausflügen. Kam sie nicht freiwillig, so holte Frau von Erkel sie einfach ab «mit Brachialgewalt», wie sie lachend sagte.

Aber Britta kam gern. Manchmal allein, meist mit Fredy, der unter ihrer Pflege sich zusehends zu einem strammen gesunden Jungen herausmachte. Ihrem vereinsamten Herzen tat die Zuneigung der Fremden wohl. Mit Sternbach verband sie ein eigentümlich herzlich-offenes Freundschaftsverhältnis, das ihr geistig viel Anregung bot, denn Sternbach war viel gereist, wußte anregend zu erzählen und besaß den seltenen Blick für das Innenleben der Menschen. So erriet er auch oft, was in Britta vorging, mit einer Sicherheit, die sie erschreckt haben würde, wenn er nicht so außerordentlich zartfühlend den Schleier des Schweigens darüber gebreitet hätte.

Was Melanie Erkel längst erraten hatte — daß ihr Vetter eine tiefe schwärmerische Liebe zu Britta gefaßt hatte — ahnte Britta selbst nicht von ferne. Darum ahnte sie auch nicht, wie triumphierend Hertha von Kiesebrech diese «Freundschaft» mit Baron Sternbach hinter ihrem Rücken ausspielte, um Frau Gerda immer mehr gegen die Schwiegertochter aufzubringen.

Heute nun hatte man einen größeren Ausflug nach St. Martin verabredet und Britta sollte die aus Mahrenberg kommenden Freunde beim Hirschenkreuz am Kreuzweg treffen. Fredy begleitete sie.

Britta hatte eben von Grittli Abschied genommen und eilte nun mit dem Knaben dem Ort der Zusammenkunft zu.

Eng aneinandergeschmiegt, sich gegenseitig um die Mitte nehmend, schritten sie zum Haus hinaus.

Britta blickte stolz und zärtlich auf den Knaben.

«Wie flott Du ausschreiten kannst, mein Junge! Wird es Dir nicht zu viel werden, auf den Mitterberg hinaufzusteigen und dann noch den Rückweg über St. Martin zu machen?»

«Aber keine Spur, Mama! Ich bin doch kein so kleiner Junge mehr!» Fredy reckte die schlanke hochaufgeschossene Knabengestalt, die schon fast bis an Brittas Schulter reichte. «Und dann,» fuhr er stolz fort, «weißt Du, was Onkel Sternbach neulich sagte?»

«Nun?»

«Daß ich Dein Ritter sein müßte, wenn Papa nicht Zeit hätte, Dich wohin zu begleiten. Und Papa hat ja nie Zeit!»

Ein Schatten überflog Brittas Gesicht. Nein, er hatte nie Zeit. Er wich ihr aus, wie der Pest. . . . Sie fuhr sich über die Stirn. Nein, sie wollte sich nicht mehr kränken darüber. Es war ja auch am besten so, da er die Andere nie vergessen konnte. Nur so vermochte auch sie selbst allmählich frei zu werden von ihm.

Britta drückte den lockigen Knabenkopf zärtlich an sich.

«Also komm, mein kleiner Ritter!»

(Fortsetzung folgt.)